

(Nachdruck verboten.)

82]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Dös sell muas aa wieda woher sei. Mi hot 's bös g'habt an Ausgang Novemba, Schormoar, und a Wocha a drei hon i gar niz mehr glaabt.“

„Dab i net vagis,“ sagte der Schormayer, „i ho g'hört, ös seid's weitschichti vavandt mit'n Sedlmoar vo Arnzell. Is vo dena wer do?“

„Er it, aba sie; er hot dahoam bleib'n müassn, weil a'r an Wehdam (Reiden) hot. Schaug no umi, an dem Tisch sell hocht s', neb'n an Schuasta vo Bellhamm; kennst d' 'n scho mit seina Platt'n.“

„So, de is? San Rinda do bei'n Sedlmoar?“

„Zwoa Töchta. Die oa is baheireth in Sulzemoos, und de ander is dahoam; de hot an krumb'n Sax'n.“

„Krumb is s'?“

„Bo Rind auf scho. Sie hot desweg'n it' g'heireth.“

„Aha!“

„Via kimmst du auf 'n Sedlmoar? Goscht du g'moant, weg'n an Lenz? De waar niz für eahm; sie is scho bald dreiß'g Johr alt und muas vui doktern, weil s' a G'schwär aa hot am Sax'n.“

„Von Heireth'n und von Lenz hon i niz g'moant. I ho g'rad a so g'fragt, weil z'nächst oama g'sagt hot, dab a'r eahm a Holz vokassa kunn.“

„Do hot 's foa G'fahr it; zahl'n t'huat a guat, da Sedlmoar; no, dab ziemli oa Schuld'n do san, is ja richti, aba er haut si scho durch.“

„Mi geht 's übahaupt's niz o,“ sagte der Schormayer gleichgültig, nahm sich aber vor, den Tretter schön hinauszurufen, für den Fall, dab dieser unverschämte Mensch zu ihm kommen werde. Vor ein paar Tagen hatte ihm der einen Brief geschrieben, und da war kein Wort darin gestanden von dem Näsinger Platz für die Benzi, aber drei Seiten lang Lobsprieche über die Tugenden und Reichtümer der Sedlmahertochter von Arnzell. Und wie man nur ein wenig genauer hinschaute, waren es lauter Lügen. Der hatte sich 's rein vorgenommen, ihm eine übergebliebene anzuhängen und sich noch brav zahlen zu lassen.

„Wischt d' it guat aufg'legt?“ fragte die alte Brüdlin.

„I? Mir seit gar niz.“

„Werst d' halt heut oft an dei Bäurin denga müass'n? Dös to ma sich ei'bild'n.“

„Ja . . . ja. Aha jekt wer i mi a bissel zu'n Burgamoashta umi hoda. Pfüad Good dawei!“ —

„G'freut di 's Tanz'n gar it?“ fragte die Schneiderin den Lenz, der mit finsterem Gesicht seinen Stuhl zwischen sie und die Ursula geschoben hatte.

„Na, zu so wos bin i net aufg'legt.“

„Dab da 's do it gar a so o'fenna (anmerken)!“ mahnte die Ursula.

„Sei no du z'fried'n; du hoscht jekt dein' Will'n und ziangt als Bäurin auf. Da ko'scht du g'scheidt red'n.“

„I sag 's grad, wei da Bata scho a paarmal herg'schaugt hot.“

„Dass'n herschaug'n! Muas i G'sichta schneid'n, wia 's eahm past?“

„I vafest an Lenz zua!“ sagte die Schneiderin.

„Woscht, d' Ursula is guat troffa; de helfat jekt bald zu'n Alt'n.“

„I helf gar it zu eahm; dös muast d' it sag'n; aba 's z'frag'n hot a foan Werth it.“

„Du hoscht recht; und vo Girtlbach bis auf Kollbach umi brauchst ma'r aa net streit'n.“

„Bst!“ machte die Schneiderin. „Gebt's auf d' Leut Obacht!“

„Und auf meina Gozet (Hochzeit) werst d' ma na do foan Krach it macha?“

„I mach da foan; und dös liast waar ma, i waar gar it herganga.“

Do hättst d' überalln an Vadruß aufg'hob'n (erregt), begütigte die Schneiderin.

„Auf a bissel mehra geht 's nimma z'samm. Und, is mohr aa, i past gar it her. Zu de Bursch'n mog i net, und zu de Bauern g'hör i net.“

„No, Lenz, in dein' Alta müass'n de mehrer'n dahoam an Deansibot'n macha.“

„Ja, aba sie seh'n an Ehrbarkeit und hamm a G'wisheit, dab s' scho amal dro kemma.“

„Dös hoscht du aa.“

„An Dreck hon i.“

„Bischt! D' Mamin schaugt scho oiwei umma!“

„Ah wos! Dös, wos mir hoamli red'n, pfeisan mörg'n d' Spak'n vom Dach.“

„Is wos neu's?“

„Na, lauta alt's; bei ins brauch't 's niz neu's mehr. Jekt hot a dös Mensch scho als Hauserin ei'g'stellt.“

„De Benzi?“

„Zawoi.“

„Dös is it woher, Lenz,“ sagte die Ursula, „dös muast d' it sag'n.“

„Net is woher? Wer is na in da Kuch'l?“

„Sie is grad zu da Mushi drin.“

„So? Woscht du dös?“

„Ja, dös wosch i. Past auf, Schneiderin, de G'schicht is a so: er hot eahm a Hauserin dunga, de eahm da Wirt zubracht hot, aba de sell is krank worn und ko erscht in a Wocha oda zwoe vo Freising her kemma. Und weil d' Benzi a wengl wos vafest vom Kocha und scho länga do is, muast sie dawei' aushelfa, und für d' Stallarbet hot a'r a Tag-löhnerin.“

Der Lenz lachte höhnisch und sagte:

„Dös hört si ganz unschuldi o, gel, Schneiderin? Aha ganz so dumm bin i net, dab i 's glaab. Dös geht, wia 's de ganze Zeit herganga is. Da vageht oa Wocha, und zwoa Wocha, und de selbige Hauserin werd oiwei (alleweil) no mehra marodi, und der Schlamp'n bleibt.“

Die Schneiderin machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Mi g'fallt aa niz mehr. Got a denn gar it denk't, wos d' Leut jekt scho red'n?“

„Na thuat a 's erscht recht. Aha'r i schaug den Saustall it o, i geh nimma an d' Stub'n eini, i is nimma'r am Tisch.“

„Sagt's ma no grad, wo dös no hi'geht!“

„Dös kon i dir g'nau sag'n, Wasel. Vor a Johr um is, derst d' wieda in a Gozet geh, in a ganz luschtige, da heireth a schlecht's Mensch an alt'n Depp'n.“

„Jefas na! Es werd 's do scho insa Herrgott it zualass'n!“ —

„Höhö! Was macht's denn ös für G'riefz (Gesichter) her? So möcht i 's net bei meina Reich!“

Der Hochzeiter kam von seinem Rundgang bei den Gästen zurück und sekte sich mit lauter Fröhlichkeit neben seine junge Bäuerin.

„Da, trink amal, Lenz, dab d' a Schneid kriagst! Flankl a wenig umanand! San ja saubere Madl gnuu do.“

„I reiß mi it um dös.“

„Wischt denn du a aa'r a Kerl? Wann i net scho o'g'hängt waar, heunt kunn't was seh'n.“

„Ja, red' no zua! Du ko'scht di leicht prahl'n.“

„Ah! Wad' do foa G'schicht it her! Past no auf, wia'r i auf deina Gozet amal tanz.“

„So is recht, Buam!“ schrie er den Burschen zu, die zum Zwiesfah (Tanz) mit ihren Mädeln antraten. „Gest's ma mein' Jungherrnstand scho' ei'grab'n. Auf geht 's!“

Und das wirbelte durcheinander, schob links und rechts und drehte sich, die Burschen juckend und lachend, die Mädeln mit ersten Gesichtern und niedergeschlagenen Augen.

Der Schormayer, der manchen tiefen Schlud getan hatte, ging ein wenig unsicher an den Tanzenden vorbei zum Ehrentisch und wurde vom Kaspar herzlich begrüßt.

„Jekt is amal recht, Bata; den ganz'n Tag san ma no it viel z' red'n kemma. Ko'scht ma glei helf'n, dab ma'r an Lenz a weng aufriegeln.“

„Dab 'n do trauri sei, den Lapp'n! Mi bekümmert dös ganz weni.“

Er schaute seinen Sohn an; und einen Augenblick kreuzten sich ihre Blicke; Born und Verachtung blitzten darin auf.

Aber während Lenz sich zur Ruhe zwang, überkam den Alfen eine wilde Lust den Sohn zu reizen.

„Wia kimmischt da denn für als junga Bawa?“ fragte er den Kaspar. „Geh, bös is wos schön's, wann ma d' Arm rühr'n ko, und muach si nimma ducka und sein hoamlich'n Born basteda und brauchst sein Bata nimma schö thoa ins G'sicht?“

„Dös hon i nia tho.“

„Net? Na bischt du an Ausnahm. Uba felle gibt 's gnuia, de si gar nimma austemma vor lauta Sucht nach'n Regiment, dena d' Zung aufhängt, woacht, und möcht'n an All'n liaba vagiff'n, als daß i 'n no o'schaug'n, und derfen 's aba it zoag'n, bastehst? Und müass'n schön thoa und g'rad falsch sei, und kusch macha, kusch! sag i.“

„Geh, Bata, was hoacht 'n?“ rief Ursula ein.

„Mir hon i. S. vazähl g'rad dein' Kaschpa, was ma siecht, wann ma länga lebt. Setz eahm no Rinda her, na werd a no öfta an mi denka.“

„De ziaq i mir scho,“ sagte der junge Prückl.

„Ziaq dir i' no, und schaug, daß du zu'n o'kray'n (abtragen) kimmischt, vor i' groß san. Na hoacht d' lauta Freud g'habt, und d' Rinda aa.“

„Schormoar, jekt san ma no g'müatli!“ rief der Schneidbauer, der sah, wie der Lenz in verhaltener Wut käseweiß wurde.

„Freili san ma g'müatli! Warum soll'n ma's denn it sei, so lang ma g'fund san? Und scho so g'fund, daß ma'r auf und auf koa Kranket it g'püarn und halt scho gar it vared'n kinnan.“

„Gib nach, Bata, es hoch'n d' Leut scho!“

„Daß i' hoch'a, Urschula! Da seh'n i' amal, daß da Schormoar luschtig is auf deina Hozet. So luschti bin i scho lang nimma g'wen. Geh her, du junga Bawa, und stöß amol o! Mi g'freut's, bal i an Zunga reigiern siech. Dös is was anders als wia so a Lapp, der bloß möcht und net derf!“

„Bata!“

(Fortsetzung folgt.)

11]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

Mit einigen langen Sähen war der Leutnant wieder bei seiner Patrouille und nahm seinen Platz an der Spitze ein. Das Leder an seinem Revolverhalter knarrte lustig bei jedem Schritt.

Die Patrouille schwenkte an den östlichen Ausläufern des Sandrüdens vorbei, sprang in einen neulich aufgeworfenen Schützengraben nieder und setzte vornübergebeugt ihren Weg nach Westen fort. Vor sich hatten sie eine kleine Ebene, auf der es nichts zu sehen gab. Hinter ihnen hob sich der lange Sandrücken. Als der Graben unvermutet zu Ende war, marschierten sie weiter, nachdem der Leutnant mit seinem Feldstecher den Horizont untersucht hatte.

Nach einer Viertelstunde raschen Gehens tauchte die Patrouille in einen natürlichen Hohlweg mit steilen Wänden. Kaktuspflanzen hatten sich hier und da zwischen den Schieferlagern festgebissen, und ein Strauch, dessen Namen Pietro nicht wußte, wuchs stellenweise in großer Menge. Ein Vorposten war weiter oben im Hohlweg gelagert. Der Unteroffizier, der ihn führte, kam herbeigelaufen und rapportierte. Den ganzen Tag sei nichts Verdächtiges zu merken gewesen.

Leutnant Carello nickte zum Abschied und ging den Hohlweg hinan. „So, nun sind wir draußen vor den Linien.“ Ueber die Schulter lächelte er den Leuten zu.

Zirilli lächerte, und über Kapagnottis mürrisches Gesicht huschte eine Ahnung von Lächeln. Der hurtige Carello, der sich in allen Dingen den Kompagniechef zum Muster genommen, war bei der Mannschaft beliebt. Pietro zog unwillkürlich die Schulter zusammen. Es lag etwas von der Spannung eines Abenteurers in diesem vorsichtigen Vorrücken auf ein unbekanntes Ziel. Benedetti leuchtete schwer an seiner Seite.

Bei einer Vertiefung im Hohlweg stand der Leutnant still und sah zurück. Im Feldstecher erkannte er einige dunkle Gestalten auf dem Ramm des Bergrüdens. Da standen Leute mit Signalflaggen, und mehrere Paar guter Augen untersuchten das Terrain vor der Patrouille. Er wurde im Rücken gestülzt. Der Leutnant gab Order, den Marsch wieder fortzusetzen.

Einen Kilometer weiter hin endigte der Hohlweg bei einem Hügel, von dem Sand und Steine herabgerutscht waren. Die Patrouille stand vor einer umfangreichen Bodenvertiefung. Im Westen starrten steile Sandwellen, die eine hinter der anderen, im Osten lag die Ebene platt wie ein Pfannkuchen.

Leutnant Carello runzelte die Brauen und dachte nach. Gleich darauf enterte er den steilen Abhang zur Rechten. Auf der Erde liegend, ließ er seinen Feldstecher langsam über den Horizont gleiten. Außer den Sandwellen war nichts zu entdecken. Nicht der geringste Fels unterbrach ihre Einförmigkeit. Jrgendwo im Süden hob sich eine Gruppe von Palmen, nebelig, konturlos wie eine halbvermischte Fata Morgana.

„Korporal! Sie bleiben mit zwei Mann da oben.“ Der Leutnant, der geschmeidig in den Hohlweg niedergesprungen war, zeigte auf die beiden letzten in der Patrouille. „Galtet die Signalflaggen parat! Wir brauchen sie vielleicht. — Vorwärts!“ Carello setzte sich in Bewegung.

Pietro ging mit einigen Schritten Abstand hinter ihm her, hernach kamen Benedetti, Zirilli, Kapagnotti und die übrigen. Links hatten sie die Ebene, wenn von der Seite eine Gefahr drohte, würden sie es rechtzeitig merken. Rechts von ihnen lag die Anhöhe, durch die der Hohlweg lief. Auf ihrem höchsten Punkte befand sich der Korporal mit seinen beiden Gefährten, traf etwas Verdächtiges ein, warnte er mit einem Schuß. Im Südwest lagen die erstarrten Sandwellen. Es galt auszulundschaften, ob der Feind sich dort eingenistet hatte.

Die Patrouille rückte langsam vor in diesem losen Sande, der leise raschelte, wenn die Füße darin einsanken.

Plötzlich stieß Benedetti einen Schrei aus und taumelte zur Seite. Unmittelbar darauf knallten drei oder vier Schüsse.

Kapagnotti warf sich platt auf den Boden. Zirilli folgte sogleich seinem Beispiel. Die übrigen standen einige Sekunden wie starr.

„Nieder! . . . Nieder!“ Klang das ungeduldige Kommando des Leutnants. Als wenn die Beine unter ihnen weggeschlagen wären, warfen sich die Soldaten auf den Sand. „Fontanara . . . nieder . . . hören Sie nicht!“ Die Stimme des Leutnants war erregt, fast erbittert.

Pietro lag platt wie die andern. Die Augen aller starrten eifrig spähend nach den Seiten.

Es sauste in der Luft, dicht über Pietros Kopfe, und er drückte sich fester in den Sand.

„Zurück!“ Leutnant Carello hatte rasch einen Blick über die Stellung geworfen und die Lage beurteilt.

Hinter sich hatte die Patrouille den Bergrücken, an dem sie entlang gekommen war. Westlich lief er mit den Sandwellen zusammen, im Osten lag die Ebene, am tiefsten in der Mitte und langsam ansteigend. Dort gab es nach wie vor nichts zu sehen, ebensowenig wie sonstwo. „Zurück! . . . Rascher!“ Auf Händen und Füßen kroch der Leutnant rückwärts. Am Fuße des Bergrüdens bildete der Boden eine längliche Vertiefung, in der man besser als auf der Ebene geschützt war.

In einer halben Minute hatten sie die kleine Vertiefung erreicht.

„Sehen Sie etwas, Fontanara?“

Wie Pietro auch seine Augen anstrengte, war er doch nicht imstande, den Feind zu entdecken.

„Und die wissen, wo wir sind.“ Leutnant Carello biß die Zähne zusammen.

Benedetti höhrte leise. Das gab den Gedanken des Patrouillenführers eine neue Richtung.

„Wie ist es mit Ihnen? Wo sind Sie getroffen?“

Benedetti zeigte auf seine linke Wade.

„Raffen Sie mich sehen!“ Der Leutnant trennte ihm das Hofenbein auf. „Nichts Schlimmeres . . . eine kleine Fleischwunde! Da haben Sie mein Taschentuch. Helfen Sie ihm, Kapagnotti. Wideln Sie es fest um! Ich bin bange, wir müssen laufen.“

Erschrocken sah Benedetti seinen Leutnant an. Aber der hatte sich schon von ihm weggekehrt. Bisweilen sauste es über den Köpfen der Leute. Dann folgte ein leichter Schlag, der jedesmal von einem schwirrenden Geräusch begleitet war. Als sie sich umsahen, merkten sie, wie in dem Hügel hinter ihnen ein wenig Sand aus seiner Lage gerückt wurde und ein Stück herabrutschte. Sie begriffen, daß Kugel auf Kugel in den Abhang schlug. Aber wo die Schützen sich versteckt hielten, war nicht herauszubekommen, denn bei der sicheren Aussicht, getroffen zu werden, wagte niemand aufzustehen, um die Stellung zu überbliden.

„Madonna und alle Heiligen, wo . . . wo?“

„Herr Leutnant . . . da drüben.“ Zirilli zeigte nach der Ebene. Weit hinten bewegte sich eine Reihe dunkler Punkte dem Hohlweg zu, den sie vor einer Weile passiert hatten.

„Das sind nicht die, die uns beschießen, das . . .“ Es klickte, als wenn ein metallner Gegenstand die Säbelscheide des Leutnants streifte, und ein Schuß knallte ganz in der Nähe. „Still! Leute . . . still!“ ermahnte Carello leise.

Pietros Pulse flogen. Was war dies? Ein unsichtbarer Feind hatte sie sich zur Zielscheibe genommen, würde vielleicht aus seinem Versteck den einen nach dem andern niederschießen . . . Er sah zur Seite und begegnete den Augen Zirillis. Auf ihrem Grunde lag eine bodenlose Angst. Ein schwindelndes Gefühl von der Nähe des Todes schüttelte Pietro. War er widerstandslos der Willkür der unsichtbaren Gewehre preisgegeben? fragte er sich selber, und gleichzeitig formten seine Lippen wieder und immer wieder lautlos die Worte: „wir sind verloren!“ Zirillis entsetzte Augen, Kapagnottis heiseres Stöhnen, Benedettis Gesammer, das den unartikulierten Tönen eines geächtigten Hundes glich, all das vereinigte sich zu

einem Ganzen, das sein Bewußtsein mit dem lähmenden Griff eines trägen Traumes gepackt hielt.

„Nein, nein,“ schrie er laut, und mit einer Bewegung, als wenn er sich losrisse, machte er kühn sein Gewehr fertig und zielte nach der Ebene hin.

„Sie sind zu weit weg.“ Der Leutnant legte die Hand auf seinen Arm.

Im selben Augenblick krachte ein Schuß und eine Kugel pffiff dicht neben Pietros Kopf vorbei.

„Dort . . . ich sah ihn!“ schrie triumphierend der Leutnant. Diese Versicherung änderte mit einem Schlage die Stellung. Pietro fuhr herum und heftete die Augen auf den Bergkamm zur Rechten. Zirilli hob lauernd sein Gewehr. Rapagnottis Stöhnen und Benedettis Sejammer verstummten.

„Zeigen Sie jetzt Ihre Geschicklichkeit, Fontanara!“ ermahnte der Leutnant mit unnatürlich klangloser Stimme. „Vielleicht hängt unser Leben davon ab.“

Pietros Gehirn war leer, alles an ihm konzentrierte sich in den Augen. Regungslos, wie aus Bronze gegossen, wartete er. Die Mündung des Gewehrs zeigte nach Westen, parallel mit dem Abhang des Sandrüdens, die Wange lag am Kolben.

Eine rote Kopfbedeckung hob sich da drüben, in der Entfernung von ein paar hundert Metern glitzerte der Tagesschein matt in einem Gewehrlauf.

Pietro schof. Im selben Augenblick, als der Schuß knallte, wußte er, daß er getroffen hatte.

„Jetzt ist mir unsere Stellung klar.“ Leutnant Carellos Stimme war wieder ruhig und klangvoll. „Ruhig Blut, Leute! Nach dem Hohlweg . . .“ er zuckte die Schultern.

Alle sahen über die Ebene hin. Sie war menschenleer. Die schwarzen Punkte waren in den Vertiefungen versunken. Wenn sie auch nicht vor der Patrouille den Hohlweg erreichten, bestrichen doch ihre Gewehre das offene Terrain vor ihnen.

Der Leutnant fuhr eilig fort:

„Geradezu, im Südwest, haben wir sechs oder acht Mann. Das sind die, die uns die ganze Zeit beschossen haben. Sieh da, sie wollen sich wieder in Erinnerung bringen!“ Vom Abhang zuckelte etwas Sand herab und ließ erkennen, wo die Kugel eingeschlagen hatte.

„Sie haben ein paar Mann von sich detachiert, vermutlich sichere Schützen. Das sind die, die wir rechts von uns haben.“

„Herr Leutnant, meinen Sie, daß wir . . .“ Zirillis leichtenblasse Lippen öffneten und schlossen sich einige Male, ohne den Satz zu Ende zu bringen.

„Nein,“ kam es hart zur Antwort. „Benedetti, können Sie mitlaufen? Na, es ist übrigens einverlei, Sie müssen!“

Pietro warf einen prüfenden Blick nach dem Bergrücken hinauf. Vermutlich sollte die Detraite da hinüber gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Städte-Ausstellung in Düsseldorf.

Wie die Berliner Städtebau-Ausstellung 1910 im Zeichen eines aktuellen Problems stand, nämlich des Wettbewerbs um die städtebauliche Gestaltung von Groß-Berlin, so ist auch der eigentliche Anlaß der Düsseldorfer Veranstaltung eine lokale Frage: die Stadt erwartet die Arbeiten, die zu einem allgemeinen neuen Bebauungsplan eingehen, und wird sie vom August ab ausstellen. Bei dieser Gelegenheit ruft Düsseldorf die Städte Rheinlands und Westfalens zusammen, und es ist nun eine Ausstellung entstanden, die trotz ihres provinziellen Charakters der ersten Deutschen Städteausstellung 1903 in Dresden, die 128 Städte umfaßte, und auch der Berliner Städtebau-Ausstellung, an der sich auch das Ausland beteiligt hatte, an Umfang nicht viel nachsteht.

Welche Fülle von Material das Thema des Städtebaues umfaßt, kann man eigentlich erst an einer Ausstellung von so provinziellen Charakter ermessen. Denn es kommen bei dieser Beschränkung auf einen bestimmten Landesteil nicht nur große Städte in Betracht, sondern auch kleine Städte wollen ihre kommunalen Sorgen und Bedrängnisse und auch ihre kommunalen Fortschritte zum Vergleich bringen. Gerade in Rheinland und Westfalen ist der Begriff der kleinen Stadt ein ungewisser; der Industriebezirk kennt keine solchen Orte, wie etwa die pommerischen oder die bayerischen Landstädtchen mit ihrer Stagnation. Der Industriebezirk füllt die Städte und die Dörfer mit der Armee seiner Arbeiter, und daraus ergeben sich kommunalpolitische Schwierigkeiten, denen die Gemeinden ohne Staatshilfe selten gewachsen sind. Es ergeben sich aber auch bodenpolitische Probleme, die sich zunächst in zunehmender Wohnungsdichte äußern und die nun Eingriffe der Kommuna-Verwaltungen verlangen, für die sie wiederum nur mit Staats Hilfe oder im Wege des Zweckverbandes fähig gemacht werden können.

Aus diesem Grunde geht diese Ausstellung mehr auf das Einzelne ein und beschränkt in der Hauptsache sich auf Dinge, die gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit sind. Neben den beiden Hauptgruppen: Städtebau und Hochbau spielen die beiden anderen Gruppen: Einrichtungen für die Gesundheit und Einrichtungen für die Krankenpflege nur eine ausfüllende Rolle, die die Heranziehung der

Ausstellungsgebühren zahlenden Industrie möglich macht. Ueber sie ist nichts besonderes zu berichten; jedenfalls sind sie reichhaltig und sehr wertvoll, aber für die Beleuchtung moderner Probleme der Kommunalpolitik sind sie nicht von großem Belang.

Die Gruppe Städtebau verlangt das Hauptinteresse. Sie ist für das Gebiet der Ausstellung von programmatischer Bedeutung, denn die alle Bemerkungen überflutende Industrie verlangt Gelände, auf dem sich ihre Arbeitermassen unterbringen lassen. Die kommunale Bodenpolitik besteht also hier zum größten Teile darin, neues Gelände für den Wohnungsbau aufzuschließen, wenn ihr die Industrie diese Aufgabe nicht abnimmt. Mit solchen Aufschließungen neuen Baugeländes aber erstehen sofort andere Probleme der Bodenpolitik überhaupt, und soweit sind wir glücklicherweise, daß die Gemeinden nicht mehr überall mit verschärkten Armen zusehen, wie sich der Kapitalismus bei solchen Gelegenheiten den fettesten Nutzen sichert. Die Gemeingefährlichkeit des Bodenwuchers und seine Kulturwidrigkeit ist offenkundig genug, wirkt in seinen vererblichen Folgen für die Kommunalwirtschaft mehr als deutlich, daß es wohl kaum eine Gemeindevertretung gibt, in der nicht die Mehrheit oder wenigstens eine starke Minderheit bereit ist, den Profitmachern einen Kiegel vorzuschieben. Die Zeit ist wohl überall vorüber, in der man leichtsinnig kommunalen Bodenbesitz preisgab; man hat erkannt, welchen Wert es für das Gemeinwesen hat, wenn es wieder Grund und Boden erwirbt, oder wenn es die Aufschließung neuen Geländes selbst in die Hand nimmt. Nicht überall freilich ist es heute schon möglich, trotz der besseren Erkenntnis, eine solche Bodenankaufspolitik in wünschenswertem Umfang durchzuführen, aber zu einem Teile liegt das sicher auch daran, daß die Beispiele für solche kommunalen Aktionen der Bodenankaufspolitik noch so selten sind. Die Stadt Dortmund hat sich ähnlich wie Hamburg und Wien vor einigen Jahren an eine solche Aufgabe in der inneren Stadt gewagt: es gilt, eine moderne Verkehrsstraße mitten durch den Stadtkern zu führen und es hat die Stadt selbst zu diesem Zwecke alle von der Niederlegung betroffenen Grundstücke aufgekauft und beim Wiederverkauf soviel gewinnen können, daß das Areal der neuen Straße bezahlt ist.

Einen großen Raum nehmen die **Bebauungspläne** der Städte ein, auch an ihnen läßt sich die Abkehr von dem Schema erkennen, nach dem bisher die Städte vergrößert wurden. Man nimmt wahr, daß die Reichsriese dem modernen Städtebauer nicht mehr das wichtigste Argument seiner Disposition ist und daß auch die Kirchturnpolitik der Städte bei der Festsetzung der Bebauungspläne mehr und mehr zugunsten großzügig gedachter Verkehrspläne überwunden wird. Eben die Unmöglichkeit, die für manche Gemeinden besteht, aus eigener Kraft ihre kommunalpolitischen Aufgaben zu erfüllen, zwingt sie zu der Erkenntnis, mit Nachbargemeinden zusammenzugehen und diese Erkenntnis ist schon der Anlaß zum Zweckverband. Nicht nur Straßen sind es, die im Rahmen des Zweckverbandes geplant werden, noch mehr drängen geplante Kanäle, Straßenbahnen, Schnellbahnen, Brücken und Häfen zur kollektiven Lösung von Städtebauproblemen.

Liegt der Stadt an einer vernünftigen, nicht von Nebeninteressen des Profits gelenkten Aufschließung neuen Baugeländes oder an einer Sanierung alter erneuerungsbedürftiger Stadteile, so muß sie außer der Bodenankaufspolitik und der Verfassung des Bebauungsplanes auch die Bauordnung und die Bauklasseneinteilung nach vernünftigen Grundsätzen schaffen. Die Bauordnung ist ein Lokalgesetz, und wenn nicht die höheren Gesichtspunkte der modernen Städtebaukunst durchschlagen, so unterliegt die Bauordnung sehr leicht dem Einfluß der beteiligten Interessentengruppen, der Grundbesitzer, die sich ja in den Stadtvertretungen überall mit agrarischer Verbe bemerkbar machen. Zudem ist mit einer geschriebenen Bauordnung an sich noch wenig erreicht, und es ist zunächst höchstens eine städtebautechnische Lösung, die die Bauordnung gewährt, nicht aber auch eine städtebauliche Lösung. Alle die Städteerbauungen, die in den Städteerweiterungen der letzten Jahrzehnte geschehen sind, entstanden im Namen von städtischen Bauordnungen. Man kommt deshalb jetzt mehr und mehr dazu, die paragrafenreiche geschriebene Bauordnung durch die gezeichnete Bauordnung zu ergänzen oder abzulösen. In ihr wird nicht mehr das Gelände nur wie ein Schachbrett aufgeteilt, und nun mag bauen, wer will, wie und was er will, wenn er nur nicht gegen einen Paragraphen verstößt. Wenn sich Städtebautechnik und Städtebaukunst zusammenfinden sollen, so muß der zu schaffende Stadtteil als ein organischer Körper auch im Hochbau nach einem festen Plane entstehen, jede Straße und jeder Platz muß schon aufgebaut erscheinen, ehe noch der Grundstein zu einem Hause gelegt ist. Nur so ist es möglich, den neuen Straßen das unorganisch zusammengewürfelte Aussehen zu nehmen, nur so ist es zu erreichen, daß die neue Stadt ein Stück wirklich fortgeschrittenen Städtebaues ist. Die Grundstücksumlegung, die schlechtgeschnittene Parzellen nicht eher bebauen läßt, bis durch Austausch und Ausgleichung vernünftig geschnittene Baustellen entstanden sind, muß damit Hand in Hand gehen. Diese Grundstücksumlegungen werden, wie schon in Dortmund, auch in Düsseldorf, Mainz, Frankfurt und anderen Orten durch die Gemeinde vorgenommen; eine große Anzahl von Karten führt die Zustände in der Parzellenlage vor und nach der Umlegung vor.

Damit ist aber nur ein Anfang gemacht. Von den Städten muß auch der nächste Schritt verlangt werden, daß sie auch für die drängende **Reinwohnungsfrage** sich verwenden. Zwar fehlt es nicht an gemeinnützigen Baugenossenschaften, die sich vom

Wohnwucher fernzuhalten wissen und denen Kleintohnungsbedürfnissen, Gartenstädte, Arbeiterkolonien in großer Anzahl zu verdanken sind, aber trotzdem bleibt es eine Pflicht der Städte, nicht darauf zu warten, sondern wo es nötig ist, selbst ans Werk zu gehen. Die drei Systeme, den Wohnwucher bei den Kleinwohnungen zu unterbinden, das Erbbaurecht, das Wiederkaufsrecht und die Rentengüterbildung steuern allerdings noch in den ersten Anfängen, und nur Warmen, das die Erbbaukolonie einer Allgemeinen Baugenossenschaft, die Generalkommission in Düsseldorf, die Lagepläne für Rentengüter in Lennep, und Opladen, das eine Wohnungsanweisung auf Grund der Wiederkaufsrechts errichtet, vermögen in der Ausstellung auf praktische Versuche hinzuweisen. Ein von der Industrie mehrfach bei Arbeiterkolonien angewendetes System der Kaufwarterschaft, das soviel wie ein Vorkaufsrecht des Bewohners ist, gliedert sich in der Ausstellung jenen drei Systemen an.

Mit allen diesen technischen und kommunalen Maßregeln haben aber die Städte ihre Aufgabe, sich selbst zu bauen, erst halb gelöst. Die sorgsam ausgeklügelte Bauordnung bürgt noch nicht dafür, daß nun ein Stadtgebilde entsteht, das auch ein Stadtbild ist. Ein Stadtbild, wie es zu schaffen durchaus möglich ist, wie es aber nur dann entsteht, wenn die Aufgabe ein künstlerisch fühlender Städtebauer in die Hand nimmt. Wie man die Bauordnung nach dieser Seite erweitern kann, ist schon gesagt, aber der Initiative des einzelnen Bauherrn bleibt dabei natürlich immer noch genug Spielraum — es nämlich schlechter zu machen, als es geplant war. Weder von Bauprefektanten noch vom Bauherrn kann man verlangen, daß sie ihre Bauprojekte auch künstlerisch durchführen und daß sie dabei Rücksicht nehmen auf das Nachbarhaus, auf den Straßencharakter und die Platzgestaltung. Mit Vorschriften ist hier nichts zu machen, mit kunstgelehrter Aufklärung auch nichts; aber ein gutes Wort findet wohl auch hier eine gute Statt. Um sich einen guten Bauungsplan und eine vernünftige Bauordnung nicht von jedem, der da baut, über den Haufen rennen zu lassen, haben verschiedene Städte oder auch Vereine Bauberatungsstellen eingerichtet und es gehört zu dem Interessantesten der Ausstellung, zu sehen, in welcher Weise diese Bauberatungsstellen der Stadt und des Landkreises Düsseldorf, von Warmen, Rheidt, Solingen, Wöhlwinkel, Wehlar usw. arbeiten. Da reicht der Bauherr seinen Entwurf ein; er ist gewöhnlich modern im Sinne der Rippfächer und der Rauchschieben aus dem Warenhaus. Die Bauberatung zeigt ihm nun die Fehler in der Fassaden- und Dachgestaltung und macht zugleich einen besseren Vorschlag, vielleicht noch ein zweites Mal, wenn dieser Vorschlag noch nicht gefällt, bis schließlich der Bauherr überzeugt ist, daß die Bauberatungsstelle ihm nicht schaden, sondern ihm und dem Stadtbild nützen will. Auf diese Weise kann die Maurermeisterarchitektur aus den neuen Stadtvierteln verschwinden, und unter verständiger Bauberatung läßt sich besser, vernünftiger, schöner und oft sogar auch billiger bauen.

Denn es gilt auch für die Städte, Ererbtes zu schützen, sie mögen noch so schnell größer werden und in ihren Stadtparlamenten möge der fortschrittliche Gedanke noch so viel Spielraum haben. Die Heimatschutzbewegung zeigt, was auf dem Spiele steht, wenn alte Stadtschönheiten ohne zwingende Notwendigkeit zerstört werden, ohne daß man das Verlorene ersetzen kann. In verschiedenen Abteilungen werden alte schöne Stadtbilder in Abbildungen gezeigt, die den Unterschied zwischen alter, zweckmäßiger und schöner Bauweise und unserer vulgären Bauerei von heute klar machen. Es werden hier die künstlerischen Grundzüge dargelegt, die für Einzelfragen, wie Platz ums Monument oder die Kirche im Stadtbilde in Betracht kommen. Die alte Stadtform in ihrer Nachwirkung bis zur Gegenwart und die alte Stadtschönheit in ihren Bedingungen mag man ergründen an den alten Stadtplänen der historischen Abteilung.

Das ist das wesentlichste der Städteausstellung in Düsseldorf. Wie die Städte ihre monumentalen Zweckbauten planen und bauen, das ist in einer anderen Gruppe umfangreich dargestellt; das wichtigste ist aber doch, daß die Städte für sich selbst die Grundlagen schaffen, auf denen die Städte der Zukunft nicht mehr dichtgedrängte Menschenansiedlungen ohne Luft und Licht zu sein brauchen, sondern wieder und mehr als jezt die Brennpunkte einer alles umfassenden Kultur werden können.

Hugo Hillig.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Schattenriklarten sind die neueste Gabe des „Kunstwart“, die dieser (im Verlag Georg D. W. Callwey-München) herausgebracht hat. Das Silhouettenschneiden oder Zeichnen war ehemals eine künstlerische Spielerei, mit der man sich auch gerade im Bürgerhause beschäftigte, als man noch gemütlich bei der Dellampe saß. Bei solchen häuslichen Gefelligkeiten hantierte wohl zuweilen alles mit der Schere und mancher brachte es zu einer gewissen Virtuosität im Fache des Schattenbildes. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser stillen Kunstübung viel Grazie zum Vorschein kommt, unter der keineswegs eine scharfe Charakteristik leidet. Das Gemüthvolle, Schalkhaftigkeit und harmloser Humor belebt

außerdem diese Bildchen, die bei Karl Fröhlich, Poonevka und anderen zu höchster Meisterschaft entwickelt ist. Ueber den Fröhlich'schen Bildchen schwebt ein Hauch kindlicher Poesie, desgleichen lebt in den Versen dazu eine reizende Harmlosigkeit. Ein derberer Humor weht uns aus Paul Konewlas Schattenbildern entgegen, und zugleich viel Naturwahrheit. Beide Meister haben erst mit der Schere geschnitten und sind hernach zur Zeichnung übergegangen. Bisher hat der Kunstwartverlag zwei Serien aus dem Schattenkliput und Allerlei von Karl Fröhlich nebst vier Serien von Konewka, darunter die aus Kallstaf und seinen Gesellen und aus dem Sommernachtsstraum gebracht. Jede Serie dieser auch gerade zu postalischen Grüßen verwendbaren Schattenarten umfaßt 12 Bilder. Preis (in Umschlag) 1,20 M. Außerdem werden als spezielle Kunstwart-Arbeit 652 kleine Illustrationen kartoniert zu 50 Pf. geboten.

Alttertumskunde.

Das älteste Museum der Welt. Unter allen gegenwärtig existierenden Museen und öffentlichen Sammlungen ist jedenfalls das älteste das „Shōshin“, das in Nara, der alten Hauptstadt Japans, bereits seit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besteht. Weder Regierung- und Dynastiewechsel, noch selbst Revolutionen haben ihm etwas anhaben können. Nur sehr wenige Europäer haben den „Kaiserlich japanischen Schatz“ besichtigt. Einer unter ihnen, Dr. O. Kummel, gibt in einem letzten der Berichte der Franto-japanischen Gesellschaft eine sehr interessante Beschreibung des eigenartigen Kulturdenkmals. Es wurde im Jahre 756 von dem Kaiser Shōmu und der Kaiserin Shōmyō gegründet, und enthält daher lediglich Objekte aus dieser Epoche oder noch früheren Perioden. Es sind etwa 3000 Stück, meist rein dekorativen Charakters, und Dr. Kummel erklärt, sie „gehören zu dem Schönsten, was Menschenhand je geschaffen hat“. Es sind zarte, katitähnliche Stoffe, Holz- und Ladaarbeiten, bemalte Möbel vorhanden, daneben auch Cloisonné-Emailen, Truhen und schwere Stoffe. Wo die einzelnen Teile der Sammlung ihren Ursprung haben, steht noch nicht überall fest. Einige Stücke sind offenbar chinesische oder koreanische Arbeit. Andere, nicht mit Ursprungszeichen versehene, sind allem Anscheine nach gleichfalls exotischen Ursprungs und scheinen aus allen Teilen Asiens zusammengetragen zu sein. Zahlreiche Darstellungen von Kamelen, Elefanten, Tigerjagden und dergleichen weisen auf Südasien, andere wieder auf Persien, Nordasien, ja selbst das Mitteländische Meer hin. Unter letzteren sind besonders auffällig griechische Vattmuster, Darstellungen des Pegasus u. a. m. Der Forscher ist der Ansicht, daß diese Arbeiten von chinesischen Kunsthandwerkern und von dort ausgebildeten Japanern ausgeführt sind. So sind z. B. Bronzespiegel vorhanden, welche den berühmten Spiegeln der chinesischen Tang-Dynastie aufs Haar gleichen.

Das Shōshin steht dem Publikum nicht offen; es hat tatsächlich mehr den Charakter einer Schatzkammer als eines Museums. Nur einmal jährlich, im Frühjahr, wird durch eine besondere Kommission unter Leitung eines hohen Würdenträgers das Inventar aufgenommen. Und bei einer solchen Gelegenheit fand auch Dr. Kummel Einlaß. Es heißt, daß in nächster Zeit ein englisch-japanischer Katalog des Shōshin veröffentlicht werden soll.

Aus dem Tierleben.

Wie Insekten die Welt sehen. In der Schlußsitzung des Internationalen Kongresses für Entomologie, der in diesen Tagen in Oxford die Entomologen aller Kulturländer zusammenführte, erregten die Beobachtungen eines deutschen Naturforschers besonderes Interesse. Der Darmstädter Gelehrte Dr. Adalbert Seitz berichtete über seine Forschungen über die Frage: „Was sehen die Insekten von der Welt?“ Die Studien des Dr. Seitz zeigen, daß die Sehorgane der Insekten die Tiere befähigen, auf geringe Entfernungen Gegenstände und Dinge genau so wahrzunehmen, wie der Mensch; besonders interessant aber ist die Feststellung, daß die Insekten Farben sehr scharf unterscheiden und für bestimmte Farben eine ausgesprochene Vorliebe besitzen. Dr. Seitz wies auf Experimente hin, die er in Algier mit Schmetterlingen vorgenommen hat. Er stellte aus Papier angefertigte Nachbildungen der betreffenden Gattungen auf; das Ergebnis war, daß die Schmetterlinge sich diesen Nachbildungen stets näherten, die Papierschmetterlinge übten eine große Anziehungskraft auf die wirklichen aus und selbst in großer Nähe wurde der Irrtum nicht erlannt. „In Brasilien beobachtete ich längere Zeit ein bestimmtes Gebiet, auf dem gewisse rote und blaue Blumen nebeneinander wuchsen. Die blaue Blume war die Futterblume für die betreffenden Schmetterlinge; aber merkwürdigerweise wurden die Tiere stets durch die rote Blume angelockt und suchten erst dann von der roten den Weg zur blauen. Es kann also als wahrscheinlich gelten, daß die rote Farbe auf Schmetterlinge eine besondere Anziehungskraft ausübt, ebenso wie Gelb und Weiß. Dabei ist interessant, das Verhalten der Schmetterlinge mit dem der Bienen zu vergleichen. Ich beobachtete Bienen, die regelmäßig die roten Blumen aufsuchten. Nach der Reise nehmen die Blumen einen blauen Ton an; und sofort verloren sie jede Anziehungskraft für die Bienen“. Die mitgeteilten Beobachtungen und Versuche beweisen, daß die Sehorgane der Insekten diese Tiere, mit gewissen Einschränkungen, dasselbe sehen wie der Mensch; ihre Augen sind für die gleichen Strahlen empfänglich.